



Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Reil 1853.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Der heimliche Gast.

Erzählung von Robert Dyr.

(Fortsetzung.)

5.

Es war wieder Sonntag, der Tag, an welchem in Walters- hofen immer ein Bedeck mehr aufgelegt wurde, bestimmt für den regelmäßigen Gast, den alten Freund des Hauses. Zuweilen nahm Meinhard schon, wenn die Familie aus der Kirche zurückkehrte, seinen Platz in der Kutsche ein, zuweilen, wenn noch irgend eine dringende Arbeit ihn aufhielt, kam er auch später erst noch knapp vor der erst in den Nachmittag fallenden Tischstunde, wie es sich eben fügte. Selten aber blieb er ganz aus — dann mußte schon ein ernstes Hinderniß eingetreten sein. Das war seit Jahren eine fest- stehende Gewohnheit geworden, die eigentlich schon aus der Zeit datirte, wo der Sohn des Verwalters, der damals noch die ökonomische Leitung in Händen hatte, Spielgenosse der Kinder des Gutsherrn war. Man hatte es auch später so gehalten, wenn die heran- wachsenden Jünglinge zu den Ferien nach Hause kamen, und es war eine selbstverständliche Einrichtung geblieben, als eines Tages der fleißige junge Mann in Amt und Stellung trat. Auch die Unterbrechung, welche dann durch seine Versekung herbeigeführt wurde, brachte sie nicht in Vergessenheit.

Diesmal war die Trennung eine längere gewesen, aber nach Jahren kehrte er, sei's in Folge einer günstigen Fügung, sei's, wie manche wissen wollten, auf seine eigene Verwendung, als Leiter in das Amt zurück, bei welchem er seine bureaukratische Laufbahn begonnen, und seitdem hatte er diesen Platz behauptet; er war nicht avancirt; fast schien es, als sei er höchsten Orts ver- gessen worden, obgleich ihm manches Lob und manche Ehre, ja selbst ein höherer Titel im Verlauf der Zeit zu Theil geworden war.

Die bequeme Nachbarschaft hatte die alte Jugendfreundschaft immer warm erhalten, und es gehörte fast zu den undenkbaren Ereignissen, daß Meinhard's Stelle am Sonntagstische leer ge- blieben wäre. Den ersten Sonntag nach der Ankunft des Ehe- paares war dies doch der Fall gewesen, ohne daß eine zeitweilige Abwesenheit von dem Städtchen dieses Ausbleiben erklärt hätte. Franz hatte das in seiner barschen Weise für eine „beleidigende Delicatsesse“ erklärt und dafür Sorge getragen, daß sich dieselbe nicht wiederhole. Er werde seinen Gast todtk oder lebendig an die Tafel liefern, versicherte er, und so war denn diesmal die ohnehin schon ansehnlich vergrößerte Tafelrunde wieder voll.

Dennoch herrschte heute nicht der reine, behagliche Ton, der sonst diese Mahlzeit immer zu einem kleinen Familienfeste machte. Meinhard, der nicht seinen gewohnten Platz, sondern den zwischen der Hausfrau und ihrer Mutter angewiesen erhalten, wurde fast

ganz von der letzteren in Anspruch genommen und warf nur zu- weilen forschende Blicke zu Gilda hinüber. Zu anderer Zeit das belebende Element, schwieg sie heute, war zerstreut, ja manchmal völlig abwesend. Frau von Reinach gehörte gleich ihrem Gatten nicht zu der redseligen Menschenjorte, und so wurde denn die Unter- haltung hauptsächlich von Edwin geführt, mit dem sich übrigens Mimi ganz gern in die Kosten derselben zu theilen schien.

Die beiden jungen Leute wußten sich auch, als man nach Tisch im Salon den Kaffee trank, zu isoliren. Eines jener kleinen Kinderbillards, auf dem Glaskugeln die Elfenbeinbälle er- setzen, bot die günstigste Gelegenheit dazu, und als nachher Mein- hard von dem Hausherrn um seine Meinung über eine projectirte Vergrößerung des Stalles befragt wurde und sich die beiden Schwägerinnen den Herren anschlossen, um die Frage an Ort und Stelle zu erörtern, da dachte Mimi gar nicht daran, gleich- falls mitzugehen, obwohl neben dem Ponygespann auch für zwei neue Reitperde Unterkunft geschaffen werden sollte, von denen eines von der Stiefmutter zum Geschenk für sie bestimmt war.

„Glauben Sie, daß ich schwer reiten lernen werde?“ hatte sie ihren Mitspieler gefragt. „Ich habe solche Passion dafür, aber auch ein wenig Furcht.“

„Wirkliche Lust und Neigung überwindet alle Hindernisse.“ „Sind Sie davon überzeugt?“ Sie sah ihn dabei ein wenig sinnend an, das schalkhafte Lächeln aber stieg. „Dann muß die Neigung wohl noch nicht recht im Spiele bei Ihnen gewesen sein; denn Ihre Mama meint, Sie schrecken so leicht vor jedem Hin- dernisse zurück.“

„Es kommt einzig und allein auf das Ziel an, das zu er- reichen ist. Stellen Sie mir einmal eine Aufgabe!“

„D, ich!“ lachte sie leise und wandte sich, um seinem feurig sprechenden Blicke nicht begegnen zu müssen, zu einem Spiel- tischen in der Fensternische. Mimi begann sie die Karten zu mischen und schob Edwin, der seinen Duenne gleichfalls fortgelegt, ein zweites Paket zu.

Sie hatten sich einander gegenüber gesetzt, und zwar Edwin mit dem Rücken gegen das Sopha, in welchem seine Mutter, ihr Hündchen auf dem Schoße, zwischen Schlafen und Wachen nickte. Die Karten flogen von beiden Seiten in einer gewissen Reihenfolge auf einander.

„Ich werde mit den meinen früher fertig sein,“ triumphirte die Kleine. Sie wußte selbst nicht, warum sie am liebsten in einem fort gelacht hätte. „Da sehen Sie, wie es sich mit der

Friedrich von Sallet, ein Sänger der Freiheit.

Zeitgemahe Betrachtung von Dr. Kalthoff.

Neben der großen Schaar stolzer Namen, welche die erste Hälfte unseres Jahrhunderts geziert und die geistige Richtung desselben bestimmt haben, hat der Name Friedrich von Sallet's den Ehrenplatz, der ihm gebührt, in weiteren Kreisen noch nicht ge-

worden, er wäre wohl mehr ein muthiger Krieger, als ein namhafter Stratege geworden.

Sallet war Dichter. Aber seine Verse sind oft nichts weniger als correct, geschweige denn classisch. Der Dichter war



Friedrich von Sallet.

Originalzeichnung von Adolf Neumann.

funden. Die Menschen pflegen die Thaten und den Erfolg schneller zu würdigen, als das Sein und die Gesinnung. Es ist das tragische Verhängniß des lautersten Strebens, daß es von der großen Menge nur schwer verstanden, im lauten Lärm des Lebens nur schwer gewürdigt wird. Dafür aber sichert ihm die ewige Gerechtigkeit eine um so nachhaltigere Wirksamkeit in den verborgenen Tiefen liebender Jungerseelen, welche weniger geräuschvoll bewundernd als thätig nachsehend sich dem gleichen Streben weihen.

Sallet's Leben, das nur die kurze Spanne Zeit vom 12. April 1812 bis zum 21. Februar 1843 umfaßt, hat an äußeren Erfolgen nichts Glänzendes aufzuweisen. In seinem Lebensberufe als preußischer Officier hat er keine Gelegenheit gehabt, seine Tüchtigkeit zu erproben. Und wäre ihm diese Gelegenheit geboten

Philosoph. Aber seine Philosophie bestand fast lediglich in der Aneignung einzelner Gedanken des Hegel'schen Systems, und selbst in der Kenntniß dieses Systems blieb er, nach dem Maßstabe strenger Wissenschaft gemessen, immerhin Dilettant. Der Philosoph war endlich auch Theologe. Aber mit seiner Theologie würde er vor einer Glaubensbehorde seiner Kirche schlecht bestanden haben. So liegt Sallet's Bedeutung nicht in dem, was er gethan, sondern in dem, was er gewollt hat.

Der größte Theil seines Lebens fällt in eine Zeit, in der es im preußischen und im gesammten deutschen Vaterlande trübe genug aussah. Das nationale Selbstbewußtsein, das in den Freiheitskriegen so mächtig aufgelodert war, fing bald an, den politischen Gewalthabern unheimlich zu werden. Es galt, den neu

erwachten Volksgedankens rechtzeitig wieder in die alten bürokratischen Ketten zu schlagen, damit er nicht die Cirkel der privilegierten Kasten zerstöre. Dem Volke, das mit seinem Herzblute das Vaterland aus der tiefsten Schmach gerettet, wurde der Dank, daß seine idealen Hoffnungen als kindische Thorheiten, seine auswallenden Wünsche als Verbrechen behandelt wurden.

Sallet, der die Zeit von seinem zwölften bis zu seinem siebenzehnten Jahre im Cadetten-Corps zu Potsdam und Berlin zubrachte, gerieth in den Lebensjahren, in denen das eigene Urtheil noch unentwickelt ist und die äußere Umgebung am leichtesten den Charakter beeinflusst, mitten hinein in die drückende Atmosphäre der politischen Reaction. Aber seinem gesunden Geiste konnte diese Atmosphäre nichts anhaben. Im Gegentheil, als Sallet 1829 als Seconde-Lieutenant in das 36. Infanterie-Regiment eintrat, brachte er, der kaum Achtzehnjährige, einen ausgesprochenen Widerwillen gegen alles Hohle und Unwahre, das er in seiner Umgebung reichlich zu beobachten Gelegenheit gehabt haben mochte, in seine neue Lebensstellung mit hinüber. Nicht als ob er mit seinem Berufe an sich unzufrieden gewesen wäre. Er spricht vielmehr auch später noch mit großer Hochachtung von demselben. Er verachtete nur das eitle, gehaltlose Treiben seiner Berufsgenossen, den militärischen Kastengeist mit allen seinen Vorurtheilen, der zu Sallet's Zeit noch in ungebrochener Kraft herrschte.

Im Jahre 1831 wurde er wegen einer Satire, in der er die Schwächen des Officierstandes einer launigen, aber durchaus unschuldigen Kritik unterzogen hatte, zur Cassation und zehn Jahren Festungsarrest verurtheilt. Als Sallet diesen draconischen Urtheilspruch erfuhr, schrieb er, wie sein Freund Theodor Paur erzählt, folgende charakteristische Stelle in sein Tagebuch:

„Mich durchfuhr ein kleiner Schreck, ich mußte aber doch lachen. Wenn mir mein Leben mehr solcher Erfahrungen bietet, werd' ich noch Satiriker von Profession, und zwar ein recht bitterer werden. Mein Schicksal ist mir übrigens ziemlich gleichgültig. Würde ich cassirt, so könnte ich mich auf der Festung genugsam mit Kenntnissen bereichern, um einen andern Unterhalt zu finden, wobei ich mich vielleicht glücklicher fühlen würde, als jetzt. Kränkend könnte dann mein Schicksal nur im Punkte der Ehre sein, aber was achte ich die Ehre, die von der Meinung einer Welt abhängt, in der es so niedertüchtig und nichtswürdig zugeht, daß die Unbesonnenheit eines jungen, gutdenkenden Menschen als ein Verbrechen, ja als eine Ehrlosigkeit angesehen wird. Ich kann mich nicht enthalten, die Herren, in deren Köpfen und Herzen es so öde und kalt aussieht, recht herzlich zu verachten.“

Das Urtheil kam nicht zur Vollstreckung, weil der König die Cassation verwarf, Sallet nach Trier versetzte und den Arrest auf zwei Monate ermäßigte.

Ueber die Einformigkeit des Festungsarrestes half dem Dichter die Poesie der Liebe hinweg, die ihm in jenen Tagen zum ersten Male aufging. Freilich sollte diese Liebe, die von Seiten Sallet's mit der ganzen Innigkeit seines Wesens empfunden wurde, ihm eine Enttäuschung bringen. Er schreibt hierüber zehn Jahre nach jenem Vorfall an seinen Freund Paur:

„Ich war schon zu Gnaden aufgenommen und wurde dann, weil die Sache langweilig aussah, entlassen. Damals gedachte ich ein Hagestolz zu werden. Seit aber habe ich ein Weib, und Du hast selbst beobachten können, wie ich zu ihr stehe. Ich kann Dir bekümmern, daß jenes frühere Ereigniß meines Lebens den heiteren Himmel meines jetzigen Glückes auch nicht als kleinstes Wölkchen trübt, daß in meiner Seele kein Tropfen Bitterkeit zurückgeblieben ist, daß Geist und Gemüth nicht das Mindeste an ihrer Spannkraft verloren haben.“

Diese Worte versetzen uns schon in die letzten Lebensjahre Sallet's. Er war 1835 nach Berlin auf die Kriegsschule gegangen und hatte dort drei schöne Jahre verlebt, die er seiner wissenschaftlichen Ausbildung, hauptsächlich dem Studium der Geschichte und der Hegel'schen Philosophie, widmen konnte. Als er dann in den activen Dienst zurücktrat, war ihm das damalige „Lieutenantamentalische Knechtchaftsverhältniß“ doppelt unerträglich geworden. Er nahm seinen Abschied, um auf eine Professur hinzuwirken. Im Jahre 1840 verlobte er sich mit seiner Cousine Karoline von Burgdorf. Wohl meinte er, es habe zu allen Zeiten für den tüchtigen, geistig gereiften Mann Wichtigeres und Größeres zu thun gegeben, als ein Weib zu nehmen. Aber er wußte auch, daß im Familienleben jegliche Gesinnung und Gerechtigkeit wurzeln.

Es waren nur zwei kurze, glückliche Jahre, die ihm an der Seite seines Weibes zu verleben vergönnt waren. Eine Erbschaft hatte ihn ökonomisch unabhängig gemacht. Auf seinem Herde hatte er nach seinem eigenen Zeugniß zwar kein Feuerwerk, dafür aber die einfache Flamme häuslichen Glückes. Ein Sohn wurde ihm geboren, aber bald nachdem ihm dieser Lieblingswunsch erfüllt war, erlag er der Krankheit, die schon seit Jahren heimtückisch an seinem Leben gezehrt hatte.

So war Sallet's Leben kurz und äußerlich wenig bewegt. Aber welche Fülle des Größten und Schönsten, was jemals eines Menschen Brust bewegt hat, umfaßte dieses Leben! Sallet's Gedichte sind keine Dichtungen — sie sind Wahrheit. In ihnen spiegelt sich das ganze geistige Sein des Dichters ungekünstelt und treu wieder; sie geben uns deshalb auch den besten Schlüssel zum Verständnis des inneren Fortschritts in der Entwicklung Sallet's. Zuerst haben wir eine Gruppe von Gedichten, der er die Ueberschrift „Naturleben und junge Liebe“ gegeben hat. Der Dichter lebt, noch unentzweit mit der ihn umgebenden Welt, in kindlicher Unschuld und Seligkeit. Er kann noch volle Stunden lang den Blumen in's Antlitz schauen, auf des Vaches Klang und der Käfer Summen lauschen; er kann im Grase liegen und müßig in's Blaue blicken, kann wonnig schwärmen und träumen und verlangt Leser, die das Gleiche vermögen:

„Bist du nicht ein närrischer Nicht,
So lies auch meine Gedichte nicht!“

so schließt die Widmung an den Leser. Was die Gedichte dieser Gruppe charakterisirt, ist deshalb das überall durchbrechende Bewußtsein einer ursprünglichen Einheit zwischen dem Menschen und der Natur.

Doch je mehr der Geist sich seiner selbst bewußt wird, desto mehr tritt ihm, dem Ich, die Natur als Nichtich gegenüber. Prometheus hat's gewagt, an dem beseligenden Strahl der Sterne seine Fackel anzuzünden — dafür liegt er gebannt auf dunklem Felsen, und der nimmermüde Geier frißt ihm täglich an dem ewig frischen Herzen. Noch schaut der blaue, heitere Himmel so mild wie sonst auf den Dichter hernieder, aber sein Auge strahlt nicht mehr die Milde wieder; denn sein Blick ist, wie seine Seele, trübe. Aus der Weltseligkeit ist Welt Schmerz geworden. Zerrissen ist das Band, das Geist und Natur zu unbewußter Einheit ursprünglich verbunden hatte.

Aber diese Zerrissenheit ist nur der notwendige Durchgangspunkt zu wirklicher Versöhnung. Wohl hat der Mensch in titanenhaftem Drange die Harmonie der Welten eigenwillig zerstört. Aber wo er zu zerstören wähnte, hat er, einer höheren Weltordnung folgend, nur neue Lebenskraft gewekt. Der Geist hat im Zwiespalte mit der Welt sich selbst als das Wahre, Göttliche erkannt und findet nun in der Natur sein eigenes göttliches Leben wieder. Das Gähnen und Wogen im Schooße der Erde, der Kampf der tausend Kräfte, die an's Licht bringen wollen, ist nichts als die Offenbarung des ewigen Wesens Gottes. So feiert denn der Dichter seinen Frühlingsgottesdienst:

„An's Grün lehnt eure Wange! Ihr lehnt an seiner Brust.
In's Blau schaut sonder Dange; Ihn grüßt ihr, tiefbewußt.“

Ihr seid in seinem Herzen, wenn ihr nur in der Welt;
Sie ist ein Saal voll Herzen, von seinem Sein erhellt.

O, sticht aus dumpfen Schranken in's offne Gottesmeer!
Aufathmen die Gedanken; denn sie sind Er, mir Er!

Der Vorhang ist zerrissen, o seliges Geschick!
Des Weisen tiefstes Wissen ist nur ein Kindesblick,

Ein Blick in den Uralten, der noch urjugendlich.
Ihn hab' ich im Allwalten, und auch im Punkt, im Ich.

Im eigensten Gemüthe ruh ich ihm unverwandt,
Wie eine stille Blüthe in eines Kindes Hand.“

Wo der Mensch so den Geist als das Bleibende in allem Wechsel, als das Ewige in jeder Erscheinung gefunden hat; da sind die schneidendsten Gegensätze des Lebens versöhnt.

Wenn der Dichter diese Weltanschauung selbst als Pantheismus bezeichnet, so kann man das Zutreffende dieser Bezeichnung bestreiten. Eine Weltanschauung, bei der so entschieden, wie es bei Sallet geschieht, die Absolutheit des Geistes betont wird, ist keine pantheistische im wissenschaftlichen Sinne des Wortes. Doch mag uns diese Frage wenig kümmern.

Der Kernpunkt dieser Weltanschauung — das ist klar — ist der

entschiedene Protest gegen einen außerweltlichen Gott, gegen einen Gott, von dem Goethe sagt, „daß er nur von außen stieße, im Kreis das All am Finger laufen ließe“. Gott ist die die Welt in ihrer Unendlichkeit durchdringende, allwirkende und allgegenwärtige Kraft, die in ihren Gesetzen erkennbar und deshalb Geist ist. Gott ist nicht eine Persönlichkeit neben anderen Persönlichkeiten, überlegend und beschließend, was er in jedem Augenblicke thun soll. „Er ist der Becher aller Fülle, und seine That ist, daß er schäumt.“

Wie aber der Geist der allgegenwärtige Grund der Welt ist, so ist er auch das Ziel aller Weltentwicklung. Die wahre Aufgabe der Menschheit besteht darin, den Geist zum bewußten Lebensprincip aller Verhältnisse zu machen. Die Geschichte der Menschheit ist die ewige Menschwerdung Gottes. Erst als Gottmensch hat der Mensch seine Bestimmung erfüllt.

Von der Höhe dieser Welt- und Lebensbetrachtung schaut nun Sallet in den „Ernsthaften Gedichten“ hernieder auf das Treiben der Menschen um ihn her. Aber was er da gewahrt, treibt ihm die Röthe der Scham und des Jornes in's Gesicht. Vor dem grauen Niesendom und dem festen Königsschloß stehen die Menschen zerknirscht und anbetend, ohne zu bedenken, daß Dom und Palaß vor der Zeiten Sturm wie Spreu zerstäuben werden, während die Menschheit einzig und allein das Unverwüthliche ist. So lassen sich die Menschen, sie, die freien Geisteswesen, zu willenlosen Werkzeugen herabwürdigen. Die Selbstsucht der Großen läßt die Menschheit nicht zur wirklichen Einheit und Freiheit kommen. Die geistesträge Masse steigt zum Vieh hernieder und nimmt willig die Schläge an, wenn ihr nur Futter geboten wird. Damit das Volk nicht zum Bewußtsein des freulen Spieles, das mit ihm getrieben wird, komme, bietet man ihm allerlei Spielzeug — Sterne, bunte Kreuze und pomphafte Titel.

„Was aber soll dem Mann solch Zeug,
Das nur dem Kind zum Danke?“

Dazu kommen die zahmen Propheten, die über allem Hoffen und Harren zum Narren werden, servile und kriechende Zeitungskaffen, die das Krumme grade und das Grade krumm machen.

Mit furchtbaren Keulenschlägen wendet sich deshalb Sallet an das Gewissen seiner Zeit. Er bekämpft die Reaction, nicht weil sie neue Steuern bringt, sondern weil sie sich am Heiligsten, was der Mensch hat, an der Freiheit und dem Geiste, veründigt und den Menschen nicht zum Bewußtsein seiner göttlichen Würde kommen läßt. Daneben hält ihn sein Glaube aufrecht, daß, wenn auch die weite Erde in Verknechtung stöhnt, doch der Schlagtruf der Freiheit nicht vergeblich erschallen wird. In der „Fernsicht“ erblickt er eine Zukunft, wo nicht mehr Herren und Knechte, sondern nur freie Götter sich zum Feste gesellen.

Dieselben Grundgedanken wie die „Ernsthaften Gedichte“ vertritt das „Laienevangelium“. Hier zeigt Sallet, wie er bei allem Radicalismus der Principien sich den klaren besonnenen Blick für die Bedingungen eines gesunden geschichtlichen Fortschritts bewahrt hat. Dadurch unterscheidet er sich nach seinem eigenen Urtheil von Feuerbach, dessen Begabung und sittlichem Muth er selbstverständlich alle Achtung zollt.

Feuerbach, so schreibt er an seinen Bruder, habe den geschichtlichen Faden ganz und gar abgebrochen und den Menschen bloß als Menschen plötzlich auf eigene Füße stellen wollen. Der reine Mensch existire aber nicht, sondern alles wurzele in früheren Bildungen. Eine weltgeschichtliche Thatsache, wie das Christenthum und die christliche Bildung, lasse sich nun einmal nicht ausstreichen aus der Geschichte der Menschheit. — Sallet weiß auch diesem Theile der religiösen Ueberlieferung sein Recht zu wahren.

„Die fromme Sage gleicht dem gold'nen Ei,
Das blüht geheimnißvoll aus weichem Neste.“

In dem Ei gähren lebendige Kräfte, die als goldener Wundervogel aus demselben hervorgehen, wenn der Gedanke die Schale gesprengt hat.

„Nur wenn man sie uns aufzwingt als Geschichte,
Dann macht man sie zum Märchen, zwecklos, toll,
Und den lebend'gen Geist in ihr zu nichte.“

So betrachtet Sallet die ganze evangelische Geschichte als ein großes Gleichniß, dessen Sinn die gedankenlose Buchstabentheologie nicht gefaßt, sondern kläglich entstellt hat.

Der „Christus“, der „Gottmensch“, den die Orthodoxie irrkühnlich als eine einzelne historische Persönlichkeit aufgefaßt, wodurch sie sich in tausend Widersprüche verwickelt hat, ist in Wahrheit die ideale Menschheit, wie sie geistverklärt und geistdurchdrungen Eins ist mit Gott, und die Bedeutung des Stifter's der christlichen Religion besteht darin, daß er „mit kühnem Blicke des Vaters Wesen in sich selbst erkannt hat.“

Zweifellos ist in diesem „Laienevangelium“ mehr Verständniß für das innerste Wesen des Christenthums, als in tausenden von den gelehrten dogmatischen Compendien und Katechismen, die von gläubiger Professorenweisheit strotzen. Daneben läßt es sich Sallet nicht nehmen, seinen „christlichen“ Zeitgenossen gelegentlich ihr Bild im Spiegel der von ihnen so oft im Munde geführten neutestamentlichen Ueberlieferung zu zeigen. Dann aber trifft er auch jedes Mal die Krebschäden seiner Zeit mit erschütterndem Ernste. Seine sittlichen Ansprüche sind unerbittlich, wenn sie auch die denkbar höchsten sind. Er verfolgt die Selbstsucht, die Gemeinheit bis in ihre verborgensten Schlupfwinkel; er reißt der Heuchelei die Maske vom Gesicht, wo er nur immer sie findet. Eines der großartigsten Gedichte ist in dieser Hinsicht die „Politik der Pharisäer“. Wie zermalmend trifft Sallet mit prophetischer Gewalt die Grundsätze, oder besser gesagt die Grundlosigkeit der Reactionsmänner!

„Paßt nicht genau auf euch das Fragenbild
Der laubenen Obersten und Pharisäer?“

Steht Rede! Sverrt ihr euch nicht sorgsam ein
Rath haltend und Gerücht, vom Wolfe ferne?
Schleicht ihr nicht durch die Nacht in's Haus hinein,
Um den zu haſchen, den ihr hättet gerne?

Macht ihr zu Staates Wohl und Sicherheit
Gemeine Sache nicht mit Schächern, Schächern?
War eure Hand und Casse nie bereit
Zu dingen für Verbrecher den Verbrecher?“

Wenn dann der Spitzbubendialect der Diplomaten sich entschuldigen will, daß das allgemeine Wohl ein schlechtes Werkzeug auch zu guten Zwecken erfordere, so erwidert Sallet, was schlecht sei, bleibe ewig schlecht:

„Wer allen Guten sich zur That vereint,
Braucht nicht zu schleichen durch der Nacht Verstummen.
Wer es mit allen Guten ehrlich meint,
Braucht nicht im Lügenpelz sich zu verummnen.“

Der Staat wird feuch und frei, wird sittlich sein,
Wo alle ehrlich an der Menschheit hängen.
Sorgt man dort oben nur für sich allein —
Dann ist's ein Fuchsbau mit geheimen Gängen.“

Wir schlagen ein anderes Gedicht auf: „Wisset ihr nicht, weiß Geistes Kinder ihr seid?“

Diesen Spruch legt der Dichter als Maßstab an die Thaten der Kirche, an die Vertilgung der Abigener, an die Mißhandlung Galilei's, der es nicht fassen konnte, daß Fortbewegung Sünde sei, an die zahllosen Scheiterhaufen und die Mordscenen der Bartholomäusnacht. Da haben die Päpste gezeigt, weiß Geistes Kinder sie seien.

„Und du vernahmst die Mähr auf Petri Stuhle
Und ließeſt lächelnd deinen Baumstrahl ruhn,
Und ging die Welt noch heut in deine Schule,
Du würdest heute noch ein Gleiches thun.“

Dann erinnert sich der Dichter, daß auch seine Ahnen einst als flüchtige Hugonotten dem Ueberhaß haben weichen müssen. Er dankt dem Geschick, das ihn dadurch zum Kind des deutschen Geistes gemacht hat, und ruft:

„Ihr meine Brüder, alle, deutsche Männer,
Weß Geistes Kinder ihr, vergeßt es nicht!
Noch schleicht die Brut der Tigler und Verbrenner
Um euch mit Schmeicheltrede, die beſtricht.“

O blücket hinter lächelnd fromme Züge!
Da niſtet, tief verſteckt, Verrath und Tod,
Erkennt das Nielenſcheuſal ew'ger Züge,
Das noch die Geiſter zu verſchlingen droht!

Da, wo des Menschen Wort (and Anerkennung,
Wo der Gedank auf große Zukunft weist,
Auf Siege ſinnend wohl, nicht auf Verbrennung —
Da wacht und waltet eures Meiſters Geiſt.“

Bewußt und muthig ſchreitet mit den Beſten
Fort zu der Menschheit höchſtem Liebesziel!
Laßt mit der Barbarei verſchollnen Keſten
Den Blödsinn treiben fort ſein Kinderſpiel!“

Man sollte denken, eine solche Sprache sei deutlich. Und doch fand Sallet, daß es noch einer bündigeren Auseinandersetzung mit seiner Zeit bedürfe. „Wenn die Leute Verse lesen, meinen sie immer, es sei bloß Spaß, wenn sie aber Prosa sehen, da merken sie, daß sie es mit vollem trockenem Ernste zu thun haben.“ So entstand das letzte größere Vermächtniß Sallet's, „Die Atheisten“, eine Abhandlung, in der die Gedanken der „Ernsthaften Gedichte“ und des „Laienevangeliums“ in zusammenhängender Prosa erörtert werden. Es handelt sich darum nachzuweisen, wie verschieden sich die hauptsächlichsten sittlichen Erscheinungen, die Ehe, die Familie, der Staat und die Geschichte, gestalten, je nachdem Gott als außerhalb der Welt oder als der Welt innewohnend gedacht wird. Die erstere Denkweise führt zur eigentlichen praktischen Gottlosigkeit. Sie läßt Gott nicht zur Bethätigung seines Geistes im echten sittlichen Willen kommen. Despotische Staaten, Ehen und Familien

ohne volle, ganze Liebe sind deshalb recht eigentliche Erzeugnisse des Atheismus.

Wenn Sallet heute lebte, wie viel von dieser Art „Atheismus“ würde sich seinem Auge wieder darbieten, gerade von Seiten derer, welche aus der Gottseligkeit nur ein Gewerbe gemacht haben und so leicht bereit sind, das Streben nach wahrhaft geisterrücktem, freiem Dasein als gottlos zu brandmarken! Unsere Zeit hat ja eine erschreckende Ähnlichkeit mit derjenigen Sallet's. Es ist ein Geschlecht herangewachsen, welches sich wieder „für das Schlechte in Begeisterung zu sehen versteht“, das, in allem Krämersinn der Ideale spottend, die Parole ausgiebt: „Wer euch bezahlen kann, sei euer Meister! Brod haben ist die heiligste der Pflichten!“ Und doch zeigt die Erscheinung Sallet's, daß die dunkelsten und verworrensten Zeiten die reinsten und größten Charaktere hervorzubringen vermögen. Möchte Sallet's Geist auch in unserem Geschlechte lebendig werden!

Bur Bedeutung Stralsunds im Dreißigjährigen Kriege.

Von Dr. Georg Winter.

Mit Recht betrachten wir den Dreißigjährigen Krieg als eine der trübsten und traurigsten Epochen unserer vaterländischen Geschichte. Und doch werden nicht nur die großen Ideen, um welche er entbrannt war, für alle Zukunft ein hohes Interesse bei der Nachwelt in Anspruch nehmen, sondern der Kampf selbst ist auch reich an erhebenden und großartigen Momenten, an Ereignissen, welche einen dauernden Platz in den Annalen der Weltgeschichte verdienen.

In zwei ganz verschiedenen Stellen des europäischen Staatensystems und mit ganz verschiedenem Erfolge ist im Jahre 1628 um die Existenz des Protestantismus gekämpft worden. In Frankreich gelang es dem Cardinal Richelieu, die Hugonotten in ihrer letzten Burg La Rochelle mit solcher Energie und Umsicht einzuschließen, daß sie die Stadt trotz der tapfersten Gegenwehr übergeben mußten, in Deutschland aber mißlang dem allgewaltigen Generalissimus des Kaisers, Wallenstein, sein Angriff auf Stralsund, welches er herunterzureißen gedacht hatte, und wenn es mit Ketten am Himmel besetzt wäre, vollkommen. Es schien, als ob sich die gesammte Widerstandskraft des in seiner Existenz bedrohten Protestantismus in den Mauern dieser kriegsmuthigen Stadt concentrirt hätte, die mit mannhafter Ausdauer den Angriffen eines der größten Kriegshelden des Dreißigjährigen Krieges widerstand. Man kann recht eigentlich sagen, daß dieser mißglückte Angriff den Punkt bezeichnet, an welchem das bisherige Glück der kaiserlichen Waffen in Deutschland sich seinem Niedergange zuneigte.

Noch im Jahre 1627 konnte es scheinen, als wenn dem Kaiser durch die Hilfe Wallenstein's der lange gehegte Plan einer vollkommenen Niederwerfung des Protestantismus glücken würde. Der König Christian von Dänemark, an dem die norddeutschen Protestanten einen mächtigen Beschützer zu finden gewohnt hatten, war den vereinigten Anstrengungen des Feldherrn der Liga, Tilly, und des kaiserlichen Generalissimus Wallenstein erlegen und hatte sich in sein Stammland zurückgezogen.

Mit ihm war anscheinend der letzte Hort, an den sich die bedrängten protestantischen Fürsten anschließen konnten, dahin. Und noch schienen die Pläne des Kaisers mit der Besiegung des Dänenkönigs nicht erschöpft zu sein.

Wer wollte wissen, welche Gedanken der räthselhafte und geheimnißvolle Mann, dem der Kaiser damals sein volles Vertrauen schenkte, hinter seiner verschlossenen Stirn hegte? Schon war er vom einfachen Edelmann zum Herzog von Friedland emporgestiegen. Der Kaiser hatte ihm das Recht, welches sonst nur geborenen Fürsten zustand, eingeräumt, sein Haupt in der Gegenwart des Kaisers zu bedecken. Und eben jetzt hatte er ihm durch die Uebertragung der mecklenburger Herzogthümer ein neues Zeichen seiner Gnade gegeben. Man sprach davon, daß er ihn sogar zum König von Dänemark zu erheben gedente. In der That hatte sich eben Wallenstein die wesentlichsten Verdienste um den Kaiser erworben; ja er schien in seinen Gedanken über die Wiederherstellung der kaiserlichen Autorität noch weiter zu gehen, als der Inhaber derselben. Man ersieht aus seinen damaligen Correspondenzen, daß er es auf nichts Geringeres abgesehen hatte, als auf die Einführung einer absoluten Monarchie in Deutschland, deren

Träger der Kaiser sein sollte, während der Einfluß der Fürsten und Stände des Reiches auf ein Minimum zu reduciren wäre.

Neben diesen Ideen, welche nur auf die Vergrößerung der Macht und des Ansehens der kaiserlichen Gewalt hinausgingen, vergaß aber Wallenstein auch seine eigenen Interessen nicht. Und eben diese territorialen Beziehungen, welche ihm aus dem Ererbe des Herzogthums Mecklenburg erwachsen, brachten ihn in Conflict mit dem benachbarten Herzog von Pommern. Wollte er des Besitzes seiner nordischen Herzogthümer dem dänischen Königreiche gegenüber sicher sein, so mußte er sich in Besitz wenigstens eines Theiles der Ostseeküste setzen, und eben hierauf war auch der Gedanke des Kaisers gerichtet. Dieser nahm die schon von einem seiner Vorfahren gehegten Pläne der Gründung einer deutschen Seemacht wieder auf, zu deren Admiral er Wallenstein zu ernennen gedachte. Eben die pommersche Küste schien als Grundlage für eine solche am geeignetsten zu sein.

Man war zur Verwirklichung dieses Gedankens mit den Hansestädten der Ostseeküste in Unterhandlung getreten, fand aber bei diesen eine ablehnende Haltung. In Folge dessen suchte nun Wallenstein seinen Plan auf anderem Wege zu erreichen. Nach Wismar war bereits eine kaiserliche Besatzung gelegt worden, und gegen Ausgang des Jahres 1627 trat er an den Herzog von Pommern mit dem Ansuchen heran, eine Einquartierung in sein Land aufzunehmen, welche er dann in eine ständige Besatzung der Plätze an der Ostseeküste zu verwandeln gedachte. Der Herzog, welcher dem Uebermächtigen fast wehrlos gegenüberstand, mußte sich in das Unabänderliche fügen. Da aber fanden er selbst und Wallenstein einen unerwartet heftigen Widerstand bei der Stadt, auf deren Besetzung es dem Letzteren vor Allem ankam, bei Stralsund. Die Stadt weigerte sich, auf ihre alten Privilegien gestützt, eine kaiserliche Besatzung aufzunehmen, und schloß mit ihrem Landesherrn, dem Herzoge von Pommern, welchem die Vertheilung der Einquartierung von dem Unterbefehlshaber Wallenstein's, von Arnim, überlassen worden war, einen Vergleich, laut welchem sie gegen Zahlung einer bestimmten Summe von der Einquartierung befreit sein sollte. Gleichwohl besetzten die kaiserlichen Obersten, Arnim, Sparre und Göze, das kleine Eiland, welches den Hafen der Stadt beherrschte, den Dänholm, und forderten auch ihrerseits eine bedeutende Summe (150,000 Thaler), wenn die Stadt selbst von Einquartierung frei bleiben sollte.

In der That verstand sich die Stadt zur Zahlung eines Theiles der geforderten Summe (30,000 Thaler), keinesfalls aber wollte sie die Besetzung des Dänholms gestatten, vielmehr schloß sie die auf die Insel gelegte Besatzung mit ihren Schiffen ein, schnitt ihr jede Zufuhr ab und nöthigte sie so im Anfange des März zu capituliren. Schon aber hatte Arnim am 27. Februar ein Schreiben von Wallenstein erhalten, in welchem er angewiesen wurde, Stralsund anzugreifen und nicht wegzuziehen, bis die Stadt eine starke Garnison in ihre Mauern aufgenommen hätte. Noch einmal versuchte Arnim die Stadt durch Verhandlungen hierzu zu bewegen. War aber Wallenstein fest gewillt, die Stadt seinem Machtgebot zu unterwerfen, so war doch auch die Bürgerschaft nicht geneigt nachzugeben. Sie traf mit mannhafter Umsicht die Vor-